
Gegen Chancengleichheit

Ein egalitaristisches Pamphlet

César Rendueles

edition suhrkamp

SV



SV

Sonderdruck
edition suhrkamp

César Rendueles

Gegen Chancengleichheit

Ein egalitaristisches Pamphlet

Aus dem Spanischen von Raul Zelik

Suhrkamp

Die spanische Originalausgabe dieses Buches erschien 2020 unter dem Titel
Contra la igualdad de oportunidades. Un panfleto igualitarista
im Verlag Seix Barral (Barcelona).

AC/E
ACCIÓN CULTURAL
ESPAÑOLA

Die Übersetzung dieses Buches wurde unterstützt durch
Acción Cultural Española, AC/E.

Erste Auflage 2022

edition suhrkamp

Sonderdruck

Deutsche Erstausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2022

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Nach einem Konzept von Willy Fleckhaus:

Rolf Staudt

Umschlagillustration: Marie Schwab

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-02980-0

www.suhrkamp.de

Inhalt

Einleitung: Das Trauma der Ungleichheit	7
1. Das Ende der Gleichheit	15
2. Echte und komplexe Gleichheit	42
3. Die Verpflichtung der Gleichheit	68
4. Gleich wie die anderen und gleich mit den anderen	91
5. Materielle Gleichheit organisieren	117
6. Frauen, Männer und alle anderen	149
7. Gleichheit mit allen	174
8. Politische Gleichheit und Partizipation	202
9. Bürokratische Gleichheit und Gewalt	231
10. Die Bildungsideologie und die Niederlage der Gleichheit	256
11. Die Kultur der Gleichheit	277
12. <i>How to be good?</i> Ein Ende der gemeinsamen Welt	298
Epilog	323

Einleitung: Das Trauma der Ungleichheit

Verglichen mit anderen Gesellschaften, verbringen Eltern im Westen viel Zeit damit, mit ihren Babys zu sprechen. Sie fördern das Brabbeln der Kinder, indem sie ihre Laute wiederholen, sie reden Babysprache und imitieren dabei den Tonfall der Kleinen. Diese Praxis ist so verbreitet, dass sie Eingang in die Untersuchungen der Kinderärzte gefunden hat, die von den Eltern wissen wollen, ob diese auch genug mit ihrem Nachwuchs sprechen, und die Ergebnisse danach beurteilen, wie viele Wörter die Kinder kennen und wiederholen können. Diese kommunikative Anstrengung war insofern erfolgreich, als die Kinder im Westen früher sprechen lernen als anderswo in der Welt. Aber insofern auch absolut überflüssig, als die Angehörigen anderer Gesellschaften genauso gut sprechen lernen wie wir.

Ganz allgemein illustriert die Obsession mit der frühkindlichen Förderung das Verständnis von Sozialisationsprozessen, wie es sich in den letzten Jahrzehnten in westlichen Ländern durchgesetzt hat. Wir sind fast alle davon überzeugt, dass die Erfahrungen, die wir in der frühen Kindheit sammeln und für die fast ausschließlich die Eltern der Kernfamilie verantwortlich sind, unauslöschliche Spuren in unserer Persönlichkeit hinterlassen – auch wenn wir uns später nicht an diese Erfahrungen erinnern. Eine Flut an wissenschaftlich nicht besonders rigoroser Literatur flößt uns Angst vor Fehlentwicklungen ein, zu

denen es kommen kann, wenn wir nicht genug Energie in die Förderung der geistigen und emotionalen Fähigkeiten von unseren Kindern investieren, die noch nicht stehen können und ohne jeden Einwand akzeptieren, dass ein magisches Nagetier nachts unter ihr Kissen kriecht, um Geschenke gegen ausgefallene Milchzähne zu tauschen.¹ Hingegen waren viele Gesellschaften früher möglicherweise ganz zu Recht der Ansicht, dass die Kindheit eine eher unwichtige Phase in der Persönlichkeitsentwicklung darstellt. Die Entscheidungen, die uns als Menschen prägen, finden in der Pubertät statt, im Übergang zum Erwachsenenalter. Es gibt ein ganzes und sehr interessantes Subgenre der Literatur, das sich mit diesem Thema beschäftigt: den *Bildungsroman*.² In solchen Werken wird beschrieben, wie ein jugendlicher Lernprozess durchläuft und Erfahrungen sammelt, die seinen Charakter formen, sein Schicksal beeinflussen und durch die er die Kindheit wie bei einer Häutung abstreift. Eventuell ist es symptomatisch für unsere Epoche, dass dieser Prozess in der Literatur, im Kino und in Fernsehserien auf die Schilderung erwachender Sexualität reduziert wird.

Im selben Maße, wie wir davon überzeugt sind, dass Eltern durch ihr Verhalten die Zukunft ihres Nachwuchses formen, unterschätzen wir systematisch, welche Folgen die Sozialisation unter Gleichaltrigen für Kinder hat.

1 Als Äquivalent der vor allem in Großbritannien und den USA verbreiteten Zahnfee sind in vielen romanischen Ländern Mäuse für diese Aufgabe zuständig (Anmerkung des Übersetzers).

2 Im Original deutsch (Anm. d. Ü.).

Wahrscheinlich ist der Einfluss, den die Eltern auf die Persönlichkeit ihrer Sprösslinge nehmen, viel geringer, als wir meinen. Erstens aus dem Grund, dass genetische Vererbung – auch wenn uns das als fortschrittliche Menschen skandalös erscheinen mag – sehr wohl von Bedeutung ist. Möglicherweise sind aggressive Kinder nicht allein deshalb aggressiv, weil sie in einer konfliktreichen sozialen Umgebung aufgewachsen sind, sondern einfach auch deshalb, weil sie als Kinder aggressiver Menschen geboren wurden. Zweitens gibt es in Beziehungen wechselseitige Einflüsse: Die Kinder erziehen auch uns. Wir Erwachsenen sehen uns selbst gerne als vollendete Stücke einer Art individueller Goldschmiedekunst. Tatsächlich jedoch übt die soziale Interaktion das ganze Leben lang eine Wirkung auf uns aus, und der Kontakt mit den Kindern verändert uns genauso wie sie. Der Sozialtheoretiker Jon Elster erzählt dazu folgenden Witz: »Mit Dani muss man Geduld haben, er kommt aus einer kaputten Familie«, sagt ein Lehrer zu seinen Kollegen. »Das glaube ich gerne«, antwortet ein anderer, »Dani kann alles kaputt machen.««

Drittens gibt es Peergroups, und Kinder beeinflussen sich auch untereinander. Eltern und Lehrer können das Verhalten der Kinder in ihrer Anwesenheit formen, aber mehr auch nicht. Eltern können vor allem einige Merkmale jener Kinder auswählen, mit denen ihr Nachwuchs zu tun hat: die Nachbarschaft, die Schule, das soziale Umfeld etc. Darüber hinaus sind Kinder aber sehr aktive Akteure ihrer eigenen Sozialisation. Sie nehmen nicht nur Inputs von außen auf, sondern bringen sie energisch, mit

gelegentlich beunruhigenden Resultaten und trotz gegen-
teiliger Anstrengungen von Angehörigen und Lehrern
selbst hervor. Deshalb reproduzieren sie in ihren Spielen
bestimmte Normen und Konventionen, obwohl sie in ih-
rem unmittelbaren Umfeld über Gegenbeispiele verfügen.
Die Psychologin Judith Rich Harris schildert den Fall ei-
nes Mädchens, das beim Puppenspielen zu ihrer Freun-
din sagt: »Mädchen können keine Ärzte werden, nur Kran-
kenschwestern.« Dabei arbeitete ihre eigene Mutter als
Ärztin in einem Krankenhaus.³

Im Allgemeinen tendieren wir dazu, den Einfluss unse-
rer Mitmenschen auf unser Verhalten zu unterschätzen.
Doch die Beziehung zu Peergroups hat sehr starke Aus-
wirkungen auf uns. Harris erwähnt eine Untersuchung
der Soziologin Anne-Marie Ambert, die ihre Studieren-
den aufforderte, sich an ihr voruniversitäres Leben zu er-
innern. Eine ihrer Fragen lautete: »Was macht dich ganz
besonders unglücklich?« Im Gegensatz zur Hollywood-
Mythologie, laut der beispielsweise die Abwesenheit von
Vätern bei Baseballspielen ihrer Söhne schlimme Folgen
haben soll, nannten nur 9 Prozent der Befragten Ableh-
nung oder Vernachlässigung durch ihre Eltern. 37 Pro-
zent hingegen verwiesen auf negative Erfahrungen mit
Gleichaltrigen, die sie dauerhaft verunsichert hätten.

Möglicherweise sind Kränkungen unter Gleichen des-
halb besonders verletzend, weil die Ungleichheit selbst er-

3 Judith Rich Harris, *Ist Erziehung sinnlos? Die Ohnmacht der El-
tern*, aus dem Englischen von Wiebke Schmaltz, Reinbek: Rowohlt
1998, S. 120.

niedrigend ist. Nur ein gewaltiger Fetischismus erlaubt es uns, diese tief in unseren Körpern verankerte Realität zu ignorieren. Die Ungleichheit ist für eine erschütternde Zahl beschädigter Lebensläufe und kollektiver Dilemmata verantwortlich. Gleichheit ist nicht in erster Linie die Voraussetzung für irgendetwas anderes – für persönlichen Erfolg, Rechtsstaatlichkeit etc. –, sondern ein Ziel an sich, weil sie eine der Grundlagen unseres gemeinsamen Lebens darstellt. Die Gleichheit gehört zu den biologischen und kulturellen Fundamenten der menschlichen Soziabilität, unseres Vermögens und Bedürfnisses, zusammen zu leben. Die Ablehnung der Ungleichheit und die kollektive Missbilligung mächtiger Individuen sind tief in unserer Evolutionsgeschichte verwurzelt: Wir sind sehr viel weniger hierarchische Tiere als andere Primaten. Zudem zeigt die historische Erfahrung, dass wachsende Ungleichheit mit gesellschaftlichem Zerfall, einem Verlust an Solidarität und der Zunahme kollektiven Misstrauens verknüpft ist. Die Ungleichheit zerstört die sozialen Bindungen, die für jedes Projekt eines guten Lebens unverzichtbar sind.

Dieses Buch will diese These – der zentralen sozialen, kulturellen und ethischen Bedeutung der Gleichheit – aus der Perspektive aktueller emanzipatorischer Bewegungen vertiefen. Gleichheit ist gleichermaßen eine Voraussetzung für die soziale Organisation der menschlichen Spezies als auch für unsere individuelle persönliche Entwicklung und Autonomie. Der Psychoanalytiker Donald Winnicott definiert das Trauma – ein trotz seiner häufigen Verwendung recht schwammiger Begriff – als »Riss in der Konti-

nuität des Seins«. Die allgemeine Ungleichheit unserer Gesellschaften ist ein kollektives Trauma, ein gesellschaftlicher Riss, der sich auf unsere Fähigkeit auswirkt, Beziehungen zu anderen zu knüpfen, und der erschreckende politische und persönliche Folgen hat. Trotzdem nimmt die materielle Gleichheit in politischen Projekten der Gegenwart lediglich eine marginale oder zumindest nicht besonders zentrale Stellung ein. Nur zwei Aspekte des egalitären Projekts sind gesellschaftlich mehr oder weniger akzeptiert: die Chancengleichheit sowie die moralische Empörung über extreme Ungleichheit und Armut. Bei der Chancengleichheit handelt es sich meiner Ansicht nach jedoch um eine meritokratische Perversion des Egalitarismus; die Empörung ist folgenlos oder führt zumindest nicht sonderlich weit. In den ersten drei Kapiteln werde ich versuchen, die Grundzüge eines konsequenten Egalitarismus zu skizzieren, um dann im weiteren Verlauf einige Elemente eines realistischen egalitären Projekts für die Bereiche Ökonomie, Arbeit, Geschlechterbeziehungen, Bildungswesen, Kultur, Ökologie und politische Partizipation zu präsentieren. Letztlich beschreibe ich Gleichheit als einen steinigten, von Uneindeutigkeiten und Ungewissheiten geprägten Weg, den wir dennoch dringend einschlagen müssen.

Auch wenn manche Linke dies unterstellen, ist materielle Gleichheit keineswegs die Lösung aller Probleme. Tatsächlich ergeben sich aus der Gleichheit eine Reihe ganz eigener Probleme, was Gruppendruck, die Anerkennung von Leistung, persönliche Selbstbestimmung und die Natur sozialer Bindungen in komplexen Gesellschaften an-

geht. Richtig ist aber auch, dass die Überwindung der materiellen Ungleichheit – im Unterschied zu anderen existenziellen Problemen, die uns bisweilen in Ratlosigkeit und Verzweiflung stürzen – vergleichsweise einfach ist; wir wissen in etwa, wie sie zu bewerkstelligen wäre, und sind kognitiv, kulturell und ethisch darauf vorbereitet.

Dieses Buch ist das Ergebnis einer mehr als zehn Jahre andauernden Beschäftigung mit sozialer Gleichheit und Ungleichheit. Ich habe mich mit eher technischen Studien zu unterschiedlichen Aspekten der Ungleichheit und ihrer Messung befasst und mit der Geschichte egalitärer Politik in verschiedenen gesellschaftlichen und historischen Kontexten; mit der Entwicklung der Gleichheit zwischen Frauen und Männern, aber auch mit Gleichheit in der Arbeitswelt, in der Kultur, in Familien oder im Bildungswesen. Ich begann im Mai 2011 während der Demonstrationen der 15-M-Bewegung, als die *Indignados* auf zahlreichen spanischen Plätzen gegen ökonomische und politische Missstände protestierten, über diesen Essay nachzudenken und beendete die Niederschrift schließlich ein knappes Jahrzehnt später im April 2020 während des Corona-Lockdowns. Diese Daten markieren zwei Momente unserer jüngsten Geschichte, in denen die kollektiven Dilemmata der Ungleichheit – beispielsweise hinsichtlich des universellen Rechts auf Gesundheit und Wohnraum – in öffentlichen Debatten, aber auch in unserem Alltag und in unseren persönlichen Beziehungen besonders sichtbar wurden. Tatsächlich gibt es wenige Dinge, die mein Gewissen so belasten wie meine träge

Teilhabe an Systemen der sozialen Stratifikation und mein fehlender Mut, diesen Systemen so entschieden die Stirn zu bieten, wie ich es eigentlich sollte. Ich bin ein europäischer, heterosexueller Mann mittleren Alters mit einem sicheren Arbeitsplatz in einem gesellschaftlich relativ anerkannten Beruf – die mit meiner Lebenssituation verbundenen Privilegien bieten also genug Anlass, über bestimmte moralische Fragen nachzudenken. Im Verlauf des letzten Jahrzehnts hat diese Unruhe in ganz unterschiedlichen Publikationen – von wissenschaftlichen Artikeln bis hin zu politischen Texten – Ausdruck gefunden. Einige der dort entwickelten Ideen greife ich in diesem Essay auf, um sie versuchsweise in eine umfassendere, genauere und (zum Guten wie zum Schlechten) leidenschaftlichere Argumentation einzubauen. Letzteres hat (von meinem eigenen Charakter einmal abgesehen) damit zu tun, dass ich immer wieder der Agitation bezichtigt wurde, wenn ich öffentlich die zentrale Bedeutung egalitärer Politik in einer demokratischen Gesellschaft verteidigt habe, die sich dieses Attributs als würdig erweisen soll. Ich habe daher beschlossen, mich auf Augenhöhe der Anschuldigungen zu begeben und ein Pamphlet im eigentlichen Sinne des Wortes zu verfassen.

1. Das Ende der Gleichheit

Der Disney-Film *Zoomania* kam 2016 in die Kinos. Er spielt in einem gleichnamigen Land, das von Säugetieren mit anthropomorphen Persönlichkeiten bewohnt wird. Große Raubtiere leben mit Pflanzenfressern und kleinen Nagern zusammen. In *Zoomania* gibt es wie in der menschlichen Gesellschaft Verbrechen und Gewalt, es handelt sich dabei jedoch um soziale Phänomene, nicht um einen darwinschen Überlebenskampf (die Drehbuchautoren haben geflissentlich jeden Hinweis vermieden, von was zur Hölle sich die Fleischfresser ernähren; möglicherweise sind sie Veganer geworden).

Nichtsdestotrotz spielen biologische Eigenschaften eine wichtige Rolle. So sind alle Polizisten von *Zoomania* große Säugetiere. Die Hauptperson des Films ist Judy, ein kleines Kaninchen, das seit seiner Kindheit davon träumt, Polizistin zu werden. Sie schafft es auf die Polizeischule, und dank ihrer Intelligenz und Opferbereitschaft besteht sie alle körperlichen Tests, die eigentlich für viel stärkere, größere und schnellere Tiere gedacht sind. Leider sind ihre Schwierigkeiten damit noch nicht zu Ende: Als sie ihren Abschluss in der Tasche hat, beginnt die Diskriminierung im Beruf. Ihre Vorgesetzten und Kollegen auf der Polizeiwache, der sie zugeteilt wird, erkennen ihre Leistungen nicht an und kommandieren sie ab, den Verkehr zu regeln. Aber Judy lässt sich nicht entmutigen, und obwohl ihre Vorgesetzten ihr alle möglichen Steine in den

Weg legen, schafft sie es, eine Reihe von Morden aufzuklären.

Zunächst denken alle, die Raubtiere von Zoomania seien in ihren natürlichen Zustand zurückgefallen und würden deshalb andere Bürger angreifen – als wäre die animalische Natur unter einer dünnen zivilisatorischen Schicht hervorgebrochen. Judy entdeckt jedoch, dass die Fleischfresser die Kontrolle über sich verlieren, weil ihnen jemand eine psychotrope Substanz einflößt, die sie aggressiv macht. Sie findet heraus, dass alles Teil einer Verschwörung von Pflanzenfressern ist, die sich über ihre untergeordnete soziale Stellung empören. Die Herbivoren wollen Macht gewinnen, indem sie die Bewohner von Zoomania glauben lassen, die Raubtiere seien von Natur aus gefährlich. Anführerin des Komplotts ist die stellvertretende Bürgermeisterin, ein Schaf, das allein repräsentative Aufgaben hat und vom Bürgermeister, einem Löwen, wie eine Sekretärin behandelt wird.

Der Film wurde von der Kritik als ein Plädoyer für Chancengleichheit und gegen die Naturalisierung der Ungleichheit verstanden. Das ist allerdings nur die halbe Wahrheit: Zwar wird die vermeintliche biologische Determiniertheit als Täuschungsversuch einiger Pflanzenfresser entlarvt, die sich gegen die Karnivoren verschworen haben; die Herbivoren sind jedoch ihrerseits struktureller Diskriminierung ausgesetzt. Die Raubtiere stellen die politische und gesellschaftliche Elite und besetzen die Posten, die Privilegien und Macht garantieren. Die stellvertretende Bürgermeisterin hat gute Gründe, aufzubegehren. Sie wird vom Bürgermeister erniedrigt, einem Al-

phamännchen, das dem Amt des Schafs den Respekt verweigert.

Zoomania verwirft die These der biologischen Determiniertheit unseres Verhaltens, um unmittelbar darauf zu behaupten, wir seien als Individuen unseres eigenen Glückes Schmied. Die Moral des Films – oder zumindest *eine* Moral – lautet, dass kollektives Handeln zur Überwindung der ererbten Privilegien der Eliten genauso absurd und ungerecht wäre wie ihre Darstellung als wilde Tiere, deren Verhalten im Wesentlichen von ihren biologischen Eigenschaften bestimmt ist. Deswegen kann die Antwort auf die Ungleichheit nur darin bestehen, es Judy nachzutun und sich gegenüber den oberen Klassen auf ihrem eigenen Terrain zu beweisen: akademisch, ökonomisch und kulturell erfolgreich zu sein. In gewisser Hinsicht handelt es sich also um eine vehemente Rechtfertigung der vererbten Unterordnung.

Man kann *Zoomania* als eine hervorragende Parabel für eine dramatische politische Veränderung lesen, die in den letzten drei oder vier Jahrzehnten fast alle Länder der Welt erfasst hat: Der gemeinsame Kampf für materielle Gleichheit wurde an den Rand der Debatte verdrängt, und diese Verschiebung wurde als der Preis dargestellt, den wir für die Wahrung oder Erweiterung der individuellen Freiheit entrichten müssen.

Die Ungleichheit hat seit den späten siebziger Jahren stetig zugenommen. Damals durchliefen die westlichen Gesellschaften eine umfassende Transformation ihrer ökonomischen, gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Struktur. Die Jahre 1978 bis 1980 markieren den An-

fang dieser Entwicklung: Der chinesische Präsident Deng Xiaoping begann, die Wirtschaft seines Landes zu liberalisieren, Paul Volcker übernahm die Leitung der US-Notenbank, und Margaret Thatcher sowie Ronald Reagan gewannen Wahlen mit dem Versprechen, die Gewerkschaften zu brechen und den Wohlfahrtsstaat zu demonstrieren. In der Folge wurden die westlichen Demokratien einer beschleunigten Vermarktlichung unterworfen, die man in Staaten wie Argentinien oder Chile zuvor mithilfe von Diktaturen und Staatsterrorismus erprobt hatte.¹ Innerhalb kürzester Zeit vollzogen praktisch alle Länder der Welt diese turbulente Kehrtwende, die unter dem etwas irreführenden und überstrapazierten Begriff der *neoliberalen Globalisierung* berühmt wurde.

In diesen Jahren implodierte der gesellschaftliche Pakt, der nach dem Zweiten Weltkrieg den Horizont für demokratische politische Interventionen abgesteckt und in den meisten marktwirtschaftlich geprägten Ländern eine breit geteilte staatsbürgerliche Kultur hervorgebracht hatte. Einer der einschneidendsten Effekte des darauf folgenden politischen und ökonomischen Regimes bestand darin, dass eine kleine Elite enorme Vermögen anhäufen konnte – eine Tendenz, die von der globalen Krise der Jahre 2008ff. weiter beschleunigt wurde. 2015 besaßen die 62 reichsten Bewohner des Planeten so viel persönliches Nettovermögen wie die ärmere Hälfte der Weltbevölke-

¹ Vgl. David Harvey, *Kleine Geschichte des Neoliberalismus*, aus dem Englischen von Niels Kadritzke, Rotpunkt-Verlag, Zürich 2007.

rung. 60 Plutokraten hatten mehr Reichtum angehäuft als 3,5 Milliarden Menschen.² In Spanien besaßen 20 Personen mehr als die ärmeren 30 Prozent der Bevölkerung.

Wir stellen uns diese gigantischen Vermögen gewöhnlich als das Produkt natürlicher Zufälle vor. Als exzentrische Ausnahmen, die nur wenige betreffen und die mit unseren Sorgen nichts zu tun haben. Ein wenig wie bei Lottogewinnern: Es mag dumm und ungerecht sein, eine Handvoll Menschen durch ein Glücksspiel derart zu begünstigen, aber insgesamt ist das Ganze harmlos. In Wirklichkeit haben wir es jedoch mit etwas kategorial anderem zu tun: Die ökonomischen und politischen Prozesse, die die Vermögen der Superreichen ermöglichen, beruhen auf katastrophalen Veränderungen in der politischen Architektur vieler Gesellschaften. Wenn wir dies nicht sehen, dann weil wir Schwierigkeiten haben, uns das astronomische Ausmaß des Reichtums der Multimilliardäre vorzustellen.

Eine Million Euro ist für die meisten Menschen in westlichen Ländern eine enorme Menge Geld. Genug, um nie wieder arbeiten zu müssen. Angenommen, jemand würde einen Euro pro Sekunde verdienen – wie lange müsste er oder sie arbeiten, um eine solche Summe anzusparen? Ein Euro pro Sekunde macht 60 Euro pro Minute,

2 Deborah Hardoon/Sophia Ayele/Ricardo Fuentes-Nieva, »An economy for the 1 %« (18. Januar 2016), Oxford: Oxfam, online verfügbar unter: {https://oi-files-d8-prod.s3.eu-west-2.amazonaws.com/s3fs-public/file_attachments/bp210-economy-one-per-cent-tax-havens-180116-en_o.pdf} (alle URL Stand Mai 2022), S. 2.